

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 8

Artikel: Der grüne Zweig
Autor: Steiger, Alois
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Alois Steiger

Illustriert von Alois Carigiet

Wir setzen mit diesem Artikel die Veröffentlichung von Erlebnissen von Schweizern fort, die im Ausland ihr Glück versuchten. Es handelt sich auch hier in erster Linie nicht um die Beschreibung von unbekannten Ländern und Leuten. Das Wesentliche ist, dass auf diesen Seiten ein Schicksal zum Ausdruck kommt, wie es für viele Ausland-Schweizer typisch ist, in diesem Falle vor allem für manchen schweizerischen Ueberseer.

Was meine Mutter dazu veranlasste, war es mein Totalmangel an Verantwortungsgefühl, war es mein übergrosser Hang von damals am Dolcefarniente, ich weiss es nicht, ich erinnere mich nur, dass es eines Tages zum Abbruch diplomatischer Beziehungen kam zwischen meinem Erzeuger und mir, nachdem er mein nach Hause gebrachtes Schulzeugnis mit wirklich schlechten Noten sowohl im « Fleiss » als auch im « Betragen » ganz abfällig beurteilt hatte, dass er mir in einem roten Taschentuch einige Notwendigkeiten mitgab und mich auf die Strasse jagte, und dass ich als

mütterlichen Segen das geflügelte Wort mitbekam : « Du bringst es nie auf einen grünen Zweig ». Solche Prophezeiungen sind zwar bei einem Lümmel von 9 Jahren wohl etwas verfrüht, aber eine Mutter täuscht sich in der Regel nicht.

Meine Mutter holte mich übrigens damals bald wieder zurück, sie ängstigte sich beinahe mehr als ich selbst.

Mein Vater, ein sogenannter besserer Landwirt, glaubte es seinen Kindern schuldig zu sein, ihnen eine höhere Bildung angedeihen zu lassen, und nachdem ich mich nach kurzem Besinnen entschlossen hatte, Kaufmann zu werden,

denn von diesem Stande versprach ich mir das Blaue vom Himmel, brachte man mich in einer Handelshochschule im französischen Sprachgebiet unter, wo ich als kleiner Bauernjunge sozusagen unter den andern Schülern, es waren deren einige Hundert, verschwand. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich von zu Hause auswanderte, zum ersten Male in meinem Leben einen Stehkragen von der Sorte, wie sie katholische Priesterhäse zieren, unter meinen Ohren. Ich studierte ein Jahr auf der Handelsschule. Als ich nach Hause kam, trug ich Kragen, die es mir noch zur Not erlaubten, meinen Verstandskasten zu drehen.

Lehrling sein verpflichtet

Vom Werte des Geldes hatte ich damals noch nicht die richtige Ahnung und übte mich nur in der einen Gruppe des Geldverkehrs, im Ausgeben. Ich machte hierin sogar ziemliche Fortschritte. Mich mit dem schwächeren Geschlecht abzugeben — die Stadt beherbergte neben unserer Schule noch eine Handelsschule für weibliche Wesen — lag meiner Jugend noch fern, aber kneipen und rauchen, das lag mir wie einem Erwachsenen, und wo die ältern Jahrgänge der Schule kneipten, da glaubte auch ich, ein Recht zum Bleiben zu haben. Nicht dass ich an unlöschbarem Durst gelitten hätte, bewahre, aber ich glaubte, damit zu glänzen, wenn ich recht mitsoff und wenn auch mein Taschengeld gegen den fünfzehnten des Monats hin stark zur Neige ging. Man war dabei. Man war doch Bruder Studio, wenn auch nur, um Kaufmann zu werden. Meine Pension wurde direkt von zu Hause bezahlt, der Über-

schuss des jeden Monat überwiesenen Betrages galt als Taschengeld. Es hätte mehr als gereicht, wenn ich eben in Grenzen gelebt hätte, die sich meinem damaligen Alter angepasste Charaktere normalerweise selbst ziehen. Aber dann hätte ich ja nicht dabei sein können, wo es laut und fröhlich her- und zuing. Schon damals brachte mich nichts als vielleicht Unpässlichkeit sofort nach der Abendmahlzeit ins Zimmer. Ich musste doch noch beim Schoppen gewesen sein. Ich hatte dies von Anfang an an mir geduldet, es wurde mir zur Gewohnheit. Nicht dass ich mich betrunken hätte, ich konnte übrigens schon ziemlich viel ertragen, ich war mir bewusst, dass ich noch mein Pensum zu studieren hatte, aber lieber blieb ich dann bis zwei Uhr früh über meinen Büchern, als dass ich eine Stunde früher vom Wirtstisch weggegangen wäre.

Während mehreren Jahren kaufmännischer Praxis habe ich mir ein Urteil über Lehranstalten wie diejenige, in welcher ich mich befand, bilden können. Ich bin im Prinzip sehr für Handelsschulen eingenommen und speziell für solche von der Bedeutung derjenigen, die zu besuchen ich die Ehre hatte, aber diese Handelsschulen sollten erst nach absolvierter Lehrzeit besucht werden. Der Durchschnittsjüngling hat das richtige Verständnis für die Ziele einer Handelsschule nicht, da der Besuch derselben kein eigentliches Studium ist, wie auf der Hochschule. Ich habe oft in meiner kaufmännischen Praxis feststellen müssen, dass junge Leute, die die Handelsschule vor der kaufmännischen Lehre besucht hatten, aus diesem Studium rein gar nichts mit herübergenommen hatten. Dagegen sind Handels-

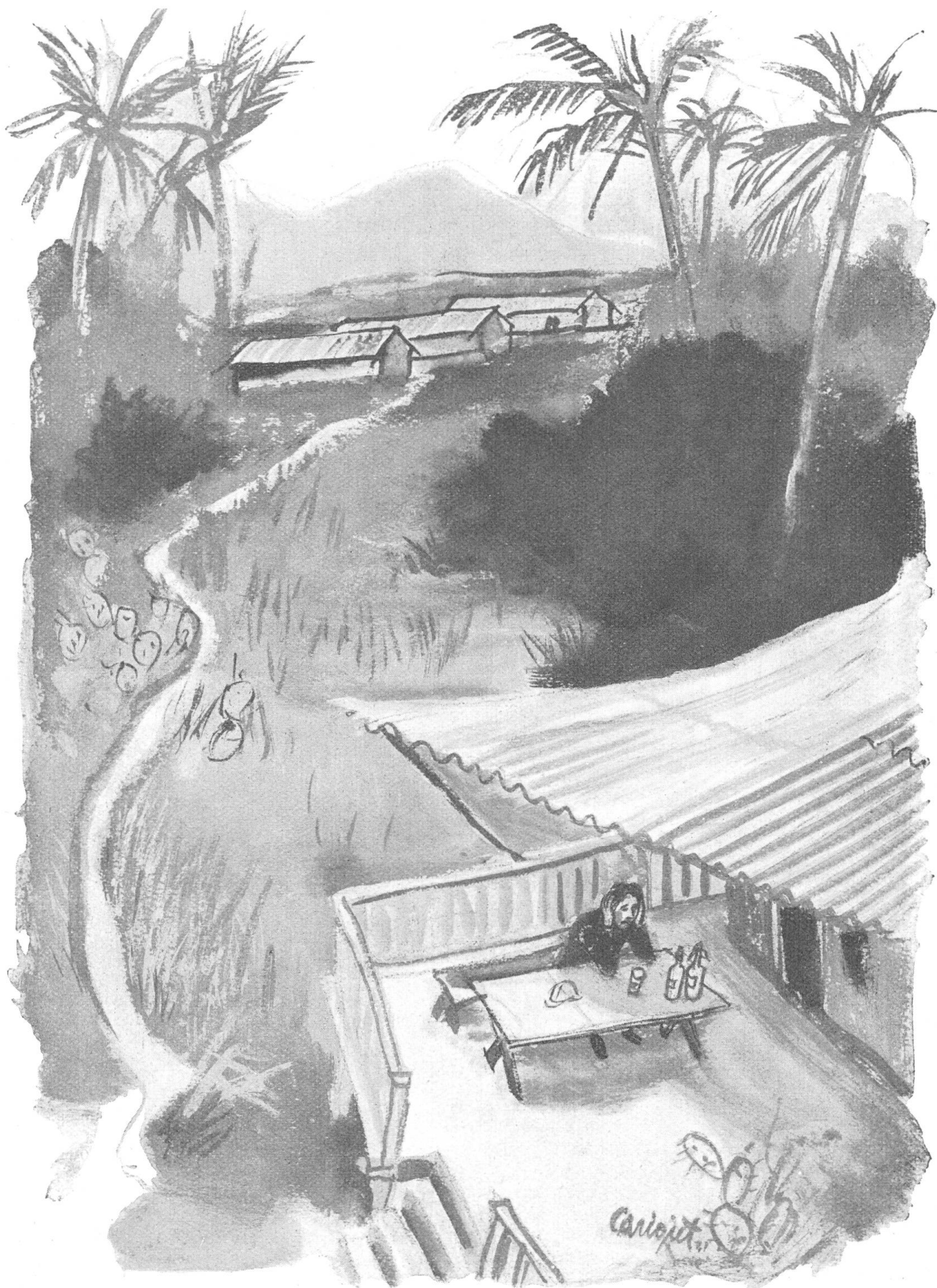
schulen nach absolvierter Lehrzeit unbedingt zu empfehlen, um so mehr als der junge Mann dann eher Gelegenheit hat, sich in einer Fremdsprache ohne Unterbruch auszubilden, während er sich in fremden Sprachen während der Lehrzeit eigentlich nur spärlich üben kann.

Das Jahr ging zu Ende, die Examen nahten. Ich habe das meine nicht schlecht bestanden, immerhin noch etwas über dem Durchschnittsschüler und das genügte mir. Es fand sich eine Fabrikationsfirma, die sich bereit erklärte, den die Handelsschule verlassenden Jüngling in die Lehre zu nehmen. Die Manschette um den Hals wurde noch höher, und verächtlich begann es unter der Nase zu kitzeln. Ich schrieb mich « Kaufmann », wenn ich auch in dieser Eigenschaft noch nichts weiter getan hatte, als Briefe und Pakete zu frankieren und die Portokasse auf irgendeine Weise zum Stimmen zu bringen.

Die kaufmännische Lehre als solche war sehr gut. Die Geschäftsleitung und die verantwortlichen Abteilungschefs nahmen sich der Lehrjungen wohl an und man erwarb sich mehr und mehr das Gefühl und einen gewissen Stolz, der Firma als nützliches Glied anzugehören. Besonders dann ertappte man sich beim Nachdenken über die Zukunft, wenn die Versetzung in eine andere Abteilung bevorstand oder bereits stattgefunden hatte.

Ich verdiente wenigstens einen kleinen Teil der Unterhaltskosten. Der kleine Betrag wurde mir vom Vater gütigst als Betriebskapital überlassen. Ich hätte mir eigentlich eine Ehre daraus machen sollen, von jedem Monatsgehalt am Letzten etwas auf neue Rechnung vortragen zu können. Statt dessen kam es bald so-

weit, dass ich vom eben erhaltenen Salär den Betrag zurückerstatten musste, den ich von einem Herrn Kollegen gegen Ende des Monats gepumpt hatte. Dies blieb nicht bei dem einen Mal, es wiederholte sich. Der Stein war im Rollen. Je weniger nach Rückzahlung der geliehenen Beträge meine Barschaft betrug, desto schneller musste ich natürlich wieder pumpen und nur durch ein ganz energisches Halt und einen vollen Monat totale Enthaltbarkeit wenigstens im Trinken wurde mir erspart, dass ich einmal mein ganzes Monatsgeld zur Rückzahlung notwendig gehabt hätte. An der notwendigen Energie fehlte es also damals nicht, ich hätte dieselbe nur aufrecht erhalten, stärken sollen. Dann aber lockten wieder die Vergnügungen: man war Mitglied des Stenographenvereins, man spielte Fussball, wollte die Sonntage nicht im Schlafzimmer verbringen. Man traf einen Berufskollegen, zum Teil bessergestellte, der ältern Lehrklasse angehörend oder jüngere Angestellte, die sich so weit herabliessen, dem Lehrling zu gestatten, sich ihnen anzuschliessen. Man zog über Land, sprach von der Arbeit und vielleicht auch schon von der Zukunft. Man machte Pläne und sass in Gedanken schon als höherer Beamter in einer bekannten Bude, an welche man jetzt noch die Briefe und Musterpakete adressierte. Oder aber, man strebte der nächsten Stadt zu, wenn es die Mittel erlaubten, zog von einem Café ins andere, nach jedem Besuch nachsehend, wie weit denn der Mammon noch reiche. Kurz, man spielte den Mann, der es sich leisten kann, und kehrte dann abends mit einem kleinen Bierschwips nach Hause zurück.



So gingen die Monate und mit ihnen die Jahre dahin und ehe man es eigentlich gewahr wurde, nahte das Ende der Lehrzeit. Reicher an Erfahrungen, aber noch lange kein fertiger Kaufmann! Die Lehrzeit ist ja eigentlich für die kaufmännische Laufbahn, was die Realschule für den späteren Studenten.

Englisch wie ein Engländer

Ich war nun «ausgelernt», also wenigstens in zeitlicher Richtung fertiger Kaufmann und als solcher musste, ja musste ich hinaus in die Welt. Es war meine feste Ueberzeugung, dass man im eigenen Lande nichts mehr zu den während der Lehrzeit erworbenen Kenntnissen hinzulernen konnte. Nur im Auslande würde Handel getrieben.

Wir hatten während meiner Lehrzeit oft Besuche aus allen Ecken der Welt. Höhere Angestellte, Leiter von uns befreundeten Handelsfirmen in Uebersee. Wie sie doch auftraten, diese Herren, die die grossen Abschlüsse mit meinem Lehrherrn nur so aus der Tasche schüttelten! Mussten diese nicht enorm reich sein, über ein Rieseneinkommen verfügen bei höchstwahrscheinlich sehr geringer Anstrengung? An die Möglichkeit irgendwelcher Schattenseiten dachte ich nie, ich fand überhaupt nur Zeit, mir die enormen Vorteile auszumalen, die eine Tätigkeit in den Tropen mit sich bringen musste.

Meine vorläufigen Berechnungen waren ungefähr die folgenden: Französisches, englisches Sprachgebiet und dann über das grosse Wasser nach Osten, wo man nicht mehr zu arbeiten braucht, wo man einem das Geld nachwirft und wo jeder in einem eigenen Palaste wohnt, kurz, von wo man bald als reicher Mann nach Hause zurückkehrt. Herrlich musste da das Leben sich gestalten. Zurückgekehrt bin ich einige Male, reicher an Erfahrungen allerdings, aber auf den Nimbus des Millionärs habe ich stets Verzicht leisten müssen.

Als meine erste feste Anstellung durch die Rekrutenschule unterbrochen wurde, setzte ich es deshalb durch, dass mein Vater mich nach England fahren liess. Ich arbeitete an meiner «Aussteuer», d. h. meine Mutter machte meinen Koffer bereit, wohlgefüllt mit Kleidern und Wäsche, für meine Reise nach England. Die beiden Sprachen, in denen ich bereits korrespondieren konnte, genügten mir nicht, ausserdem gehörte diese Reise ja in mein Programm.

Der Seegang, dem wir auf dem Aermelkanal begegneten, hätte wohl kaum jemanden seekrank gemacht. Immerhin ich war wirklich stolz auf meine Seetüchtigkeit. Doch, wie klein kam ich mir vor, und wie unendlich dumm! Hier sprach selten jemand auch nur französisch. Hier sprudelte alles in einer mir fremd erscheinenden Zunge. Englisch war das nicht, zum mindesten nicht das Englische, das ich verstand, in der Handelsschule gelernt hatte. Diese Leute schienen die Sprache nur halb zu beherrschen, während ich in dieser Hinsicht natürlich Perfektum war. Aber vielleicht waren das nur Leute vom Lande, die gebildete Sprache der Stadt würde sicher ganz anders klingen, meiner eigenen Aussprache mehr verwandt! Es dauerte eine geraume Weile, bis ich das Englisch, das die Engländer sprachen, wirklich verstand, und noch länger, bis ich es einigermaßen beherrschte.

Es ist eine üble Gewohnheit zu glauben, man dürfe sich als junger Mensch nicht in Kreisen bewegen, in welchen man aus Mangel an Sprachkenntnissen keinen Anteil an der Konversation haben könne. Der Jüngling, der in die Welt zieht, um fremde Sprachen zu erlernen, macht vielfach die Dummheit, sich der Notwendigkeit, diese fremde Sprache zu reden, zu entziehen. Wenn er sich selbst davon überzeugen würde, wie wenig Zeit der Durchschnittsmensch eigentlich aufwenden muss, um ein fremdes Idiom in dem betreffenden Lande zu erlernen, wenn er die notwendige Übung aufbringen würde, das einfältige Gekicher minderbegabter Mitmenschen über sprachliche Unebenheiten zu ignorieren, wieviel rascher und wieviel gründlicher würde er sich die betreffende Sprache aneignen!

Gleich nach meiner Ankunft hatte die Jagd nach Arbeit begonnen, schon nach 10 Tagen erhielt ich ein Engagement in einem Hause der Rohgummibranche. Ich wechselte noch ein-, zweimal, aber zu glänzend honorierten Stellungen habe ich es in England nie gebracht.

Das lockende Ziel

Mit mir im gleichen Boarding House wohnten einige Landsleute, die die Zeit in England verbrachten, um sich für den Aufenthalt im Osten vorzubereiten, in Uebersee. Das war nun allerdings Wasser auf meine Mühle. Wenn das der eine tun kann, dann kann's auch der andere, sagte ich mir selbst

und interessierte mich sofort für einen Posten irgendwo über dem Wasser. Es dauerte gar nicht lange und ich hatte meinen Kontrakt unterfertigt in der Tasche und unterliess es auch nicht, nach Vertragsabschluss meine Angehörigen gebührend davon zu unterrichten, dass ich mich für die Dauer von einigen Jahren nach dem Osten verpflichtet hatte. An der Abschiedsfeier kam ich nicht vorbei, das hätte gegen die gute Sitte verstossen und dann, was waren die Kosten einiger lumpigen Flaschen Wein gegen die Riesenersparnisse, die man mit dem vertraglich festgesetzten, fürstlichen Einkommen machen musste?

Es gab natürlich kein langes Bleiben mehr in England. Ich reiste nach Hause zurück und nachdem der Herr Papa mir noch einige blaue Lappen zugesteckt hatte, und genügend Abschiedstränen geflossen waren, reiste ich ab, um meinen Dampfer in Triest zu erreichen.

Herrgott, Glückspilz! Ich war eine Stufe weiter gekommen auf der von mir selbst im Luftschloßstil gebauten Treppe. Übersee! Zauberwort für den nach Abwechslung lechzenden Mann. Meere, Inseln, Stürme, Palmen, Schwarze, so jagten sich die Gedanken in meinem Kopf. Ich gehe Übersee. Geld anhäufen, nach einigen Jahren als Rentier zurück im alten Heimatlande. Ich fieberte förmlich. — Wäre doch das Fieber wirklich echt gewesen!

Wer eine Seereise von erwähnenswerter Dauer macht und kein Kostverächter ist, der versorge sich reichlich mit Geld, sonst ist das Reisen für ihn eine kleine Freude. Schon auf dieser ersten Reise suchte ich weltbereiste Männer nachzuahmen. Ich konnte von morgens bis abends im Spielzimmer des Dampfers hocken mit Ausnahme der Hauptmahlzeiten, zu welchen ich mich noch bequemte, und Karten spielen. Ich trank, ich rauchte, ich genoss das Faulenzlerleben in vollen Zügen im doppelten, wahren Sinne. Man zahlte ja nicht bar für seine Drinks, der Steward brachte einem das Gewünschte und hielt einem gleichzeitig die kleine Rechnung unter die Nase, den Bon, den man einfach unterschrieb, ja, oft nur mit einem Zeichen versah, wenn man glaubte, für die vollständige Unterschrift keine Zeit zu haben. Am Ende der Woche wurde dann die wirkliche Rechnung präsentiert und mit ihr ein Berg von Bons, kleinen Teufelchen in Form von einfachen Papierstreifen, die man alle unterschrieben

hatte. Man glaubte es gar nicht, dass man diese Unmenge Drinks hatte hinter die Binde giessen können. Aber das saure Gesicht führte zu nichts, man hatte unterschrieben, man musste bezahlen. So hat man sich zum Beispiel am Anfang der Reise einen gewissen Betrag angesetzt, der für Spesen an Bord dahingehen dürfe, und am Ende der ersten Woche bereits das Doppelte ausgegeben. Dieses Bon- oder, wie man es draussen nennt, Chit-System ist höchst gefährlich für den Neuling im Osten. Nicht nur auf den Dampfern, im ganzen Osten ist es eingeführt und hat schon viel Unheil gestiftet. Der Bar- bzw. Hotelverwaltung kann daraus natürlich kein Vorwurf gemacht werden, im Gegenteil, sie haben mehrmals schon selbst darunter leiden müssen, wenn es dem Herrn Klienten «einfach unmöglich» war, die Rechnung zu begleichen. Wenn anderseits der junge Mann nicht selbst zur Überzeugung gelangt, dass das Barzahlen vorteilhafter sei, so ist das seine private Angelegenheit. Aber es gibt sich so ganz von selbst. Man sitzt beisammen, spielt Karten, Domino oder dergleichen, zu drei, vier oder fünf Personen. Plötzlich kommt der eine der Partie auf die Idee, und sehr selten zum Aerger der Übrigen, dass die Sache ohne einen Drink nicht mehr weiter gehe und «steht» die erste Runde. Der andere ist ein anständiger Kerl und sorgt für die nächste und weil die anwesenden Herren alle anständige Kerle sein wollen und als solche die anwesenden Damen nichts bezahlen lassen dürfen, so kommt der einzelne mit seiner Runde eben bald wieder an die Reihe und unterschreibt den Chit, oft in der Hitze des Spiels gar nicht kontrollierend, ob der darin genannte Betrag auch mit dem Servierten übereinstimmt. Denn leider ist es oft schon vorgekommen, dass der Steward, von der Unachtsamkeit oder der Nachlässigkeit, die der Passagier zur Schau trägt, profitierte und ihm Chits vorlegte zur Unterschrift, die es ihm, dem Steward, erlaubten, auf Kosten des Passagiers sich und seinen Kollegen einen guten Apéritif zu kredenzen. All dies zahlt der Passagier, der hat Geld.

Das Paradies der Tropen

Nun erreichte ich die Stadt, die mich für die nächsten Jahre zu beherbergen die Ehre haben sollte. Es war ein warmer Novembertag — wie paradox das doch klingt für

einen Mitteleuropäer — die Stadt und Umgebung, soweit sichtbar, lagen in eigenartiger Schönheit vor uns. So also sah es ungefähr aus in den Tropen. Das Paradies der Tropen pflegte man die betreffende Insel zu benennen. Diese Bezeichnung, auf den ersten Blick, schien mir nicht arg weit vom Ziel zu sein. Wenigstens verglich ich das Stück Welt, das sich mir zeigte, mit dem, was ich mir als Paradies denken konnte.

Die ersten Tage wohnte ich im Hotel, bis ich eine geeignete Unterkunft finden sollte, denn allzulange meinen Wohnsitz im Hotel zu haben, hätten meine Kasse und, wie ich bald genug erfahren sollte, auch meine monatliche Anwartschaft nicht ertragen. Nicht allein die festgesetzten Pensionspreise waren es, die den längeren Aufenthalt im Hotel unmöglich machten; aber es ruhte sich so gut im Longchair der Hotel-Hall im Gespräch mit Bekannten und nie ohne den obligaten Drink.

Wer einmal in den Tropen gelebt hat, der kennt die dortige Freiheit, die Ungezwungenheit, die ganz andere Arbeitseinteilung und Erledigung, überhaupt den Unterschied in der Lebenseinstellung von der unsrigen. Wie wirft sich der Europäer, wenigstens der von Kultur beleckte, am Sonntag in ein spezielles Gewand, er benutzt den Sonntag als Ruhetag, der Sonntag ist nicht wie die andern Tage, er ist eben der Sonntag. Im Osten spielt der Sonntag keine spezielle Rolle, höchstens dadurch unterscheidet er sich vom Wochentage, dass man einige Stunden früher in der Hotel-Bar sitzt.

An dieses neue Dasein hatte ich mich erstaunlich rasch und mit sehr grosser Freude gewöhnt, so rasch und so gründlich sogar, dass ich mich schon nach kurzer Zeit gar nicht mehr für einen Neuling hielt. Im Gegenteil, mein Benehmen glich weit mehr dem eines langjährigen Ueberseers und da die bereits länger ansässigen Landsleute und solche anderer Nationalitäten, Neuhinzukommende, die ihr Savoir-Vivre öffentlich zur Schau trugen, mich in der Regel mit Freuden in ihre Gesellschaft aufnahmen, so war ich bald mitten mang, wie der Berliner sich ausdrückt.

Die Arbeit wurde deshalb keineswegs vernachlässigt oder als sekundäre Chose betrachtet, nur arbeitete man eben auf eine praktischere Art und Weise als im «alten Europa». Man setzte sich in Abwesenheit von Beschäftigung nicht über Zeitungen, man erledigte einfach alle vorliegende Ar-

beit und wieviel die Stunde dann geschlagen hatte, danach fragte niemand. Man zog aus. So kam es oft genug vor, dass wir uns statt im Bureau im naheliegenden Hotel befanden bei einem kühlenden Drink oder einer Partie Billard, oder auch bei beidem.

Hatte ich früher zu viel geraucht, so konnte ich jetzt dieser schönen Tugend keinen Namen mehr geben, und dabei nahm ich Zuflucht zu stärkerer Ware als in früheren Jahren. Jeden Vormittag erschien ein Zigarettenhändler vor dem Bureaufenster — das Bureau befand sich zu ebener Erde — und regelmässig jeden Tag kaufte ich mir mein halbes Hundert der starken Virginia-Zigaretten und paffte drauf los, während der ganzen Arbeitszeit, ohne Unterbruch, nur am Morgen wurde ein Streichholz verwendet, nachher musste eine Zigarette der andern dienen.

Wohl rechnete ich mehr als einmal aus, dass, wenn ich das Rauchen ganz einstellen würde, ich soundsoviel Geld ersparen könnte. Die Rechnung auf eine andere Art zu machen, zum Beispiel wieviel ich sparen könnte, wenn ich von nun an nur noch halb so viel rauchen würde — es wäre noch mehr als genug gewesen — fiel mir gar nicht ein.

Es liegt viel Wahres in der Behauptung, das Leben in den Tropen lasse keinen Mittelweg zu. Entweder man macht überhaupt nicht mit und wird zum Einsiedler, zum Eigenbrödler, der nicht zuletzt darum unter den Glossen seiner Bureaukollegen zu leiden hat, oder man beteiligt sich an harmlosen Sitzungen, in ganz wahllos zusammengebrachter Gesellschaft. Man lernt neue Menschen kennen, macht sich mit einigen der Situation angepassten Redensarten bekannt. Man trifft den einen oder andern wieder am nächsten Tage. «Have a drink.» Es bleibt nicht beim einen, das Spiel wiederholt sich, täglich, dann mehrmals am Tage, es wird langsam zur Gewohnheit, und wer nicht über ein reichliches Mass Selbstzucht verfügt, der wird mitgerissen, bis es ihm gar nicht mehr auffällt, dass er sich in ganz ungünstigem Fahrwasser befindet.

Aber diese kleineren und grösseren Gelage beschränken sich beileibe nicht auf die Hotel-Bar. Wenn der Bar-Boy seine Flaschen nicht mehr auskramt, wenn bis auf eine Lampe das Trinklokal in Dunkel gehüllt ist, dann wird das Zusammensein zu Hause fortgesetzt, in der Chummary, wo kein Gesetz hindringt, wo oft gezecht, ge-

spielt und gefeiert wird, bis die ersten Sonnenstrahlen den Horizont beleuchten. Osten!

Tropenliebe

Und dann die Mädels. Man war schliesslich jung, das Blut wurde warm unter der Sonne des Ostens. Gab man sich mit Kaffeebohnenfarbigen ab, das ging noch an, das war Heimindustrie und verhältnismässig der Börse angepasst. Oft jedoch kam es vor, dass feinere, weisse, gepuderte und geschminkte Dämchen einem ankommenden Dampfer entstiegen und sich die Zeit auf dem Festlande so gut wie möglich und so einträglich wie möglich zu vertreiben suchten. Sie sassen in der Lobby des Hotels, eine Zigarette im Gesicht, natürlich nur durch den feinsten Zigarettenhalter geraucht, und einen Drink vor sich, dessen Preis einem Respekt einflössen konnte. Solch einzelne Passagierinnen, wenn sie ein halbwegs strassenfähiges Gesicht ihr eigen nennen durften, brauchten nie lange auf Gesellschaft zu warten. Der auf Gelegenheit wartende «Grüne» war sicher in der Nähe. Man setzte sich an den gleichen Tisch — weil derjenige nebenan ebenfalls frei war — ohne irgendwelche Absichten natürlich. Sie stellte irgend eine Frage, die Stadt betreffend, die sie zum ersten Mal besuche, was natürlich nicht stimmte, nur Dich traf sie zum ersten Male, du Greenhorn. Er antwortet, stellt Gegenfragen, und der Anfang ist gemacht. Das kleine Abenteuer, das es zu werden beginnt, leitet damit ein, dass man ihr den teuren Schnaps bezahlt, das heisst, man zeigt ihr, dass man Kredit geniesst, man unterschreibt den Chit. Gentleman! Das imponiert, wenigstens glaubt man daran, wahrscheinlich jedoch denkt die Geangelte, die doch die Anglerin ist: diesen Gimpel nicht zu rupfen wäre Frevel. Man lädt sie zum Mittagessen ein, was sie nach gar nicht langem Ueberlegen annimmt. Man legt dem Boy ein hübsches Trinkgeld neben den unterschriebenen Chit für die Mahlzeiten. Man unternimmt eine kleine Autofahrt — die Taxis kreditieren ja auch, wenn's sein muss — und nach dem Nachtessen, für das natürlich die «Dame» nicht aufkommt, amüsiert man sich auf die best befundene Art, bis die Stunde schlägt, da alles an Bord sein muss.

Aber verteufelt anhänglich waren diese fremden Schönen. Man konnte sie kaum mehr loskriegen, und was man in ihrer Ge-

sellschaft Geld spendete, das wäre selbst für einen wohlhabenden Mann zu Hause allerhand gewesen, das heisst, man zahlte ja nur die Trinkgelder, die Hauptsache schenkte man auf Kredit. Ein Glück, dass diese Passagierdampfer gewöhnlich schon am nächsten Morgen in der Frühe weitergingen. Passierte es einmal, dass ein Kasten aus irgend einem Grunde erst am darauffolgenden Nachmittag in See gehen konnte, dann kam sicher mitten ins Träumen vom gestrigen Erlebnis hinein der telefonische Anruf oder das Billett mit der lakonischen Mitteilung, wo «Sie» sich befinde. Gewöhnlich war man dann nicht im Bureau oder zum mindesten sofort nachher und zwar in einer Richtung, die dem Aufenthalt der Ruferin möglichst entgegengesetzt war.

Das Leben in den Tropen ist einfach ganz anders, viel inhaltsreicher, als das Vegetieren im alten Lande. Die Tropen scheinen einem gefangen zu nehmen. Wer könnte wohl ohne Begeisterung zurückdenken an die unvergleichlich schönen Nächte, die einem in Tropengegenden beschert werden.

Sommerabend. Wir sitzen im Garten, nur durch den Bahndamm und eine ziemlich steile Böschung vom Meer getrennt, dessen geheimnisvolles, anfänglich fast Angst einflössendes Rauschen nicht aufzuhören scheint, ein wenig zurücktritt, wieder anschwillt. Wir sehen es nicht, das Meer, wir hören, wir fühlen es, atmen die salzige, wohltuende Meeresluft ein. Über uns Palmenkronen. Ein Eichhörnchen huscht umher, auf Beute ausgehend. Blutrot glänzt der westliche Horizont, jetzt noch, doch schon ändert sich die Farbe, verblasst zusehends, verschwindet. Erst jetzt können wir unsere Blicke von diesem grandiosen Farbenschauspiel wenden und werden erst jetzt gewahr, dass die Nacht hereingebrochen ist. Plötzlich ist sie da, von keiner Dämmerung eingeleitet. — Ein Rascheln im Grase, eine Kobra? Nein, nur eine harmlose Rattenschlange äugt nach uns, verharret. Eine leichte Bewegung meiner Hand, meines Fusses und das Reptil verschwindet im Grase. Das Meer rauscht weiter, die Palmenkronen sekundieren, der Tropenabend ist in die Nacht übergegangen.

Auch das Tropenleben war schuld daran, dass ich noch nach langer Zeit nichts von irgendwelchem Reichtum bemerken konnte. Ich hatte noch reichlich Zeit dazu! So un-

gefähr formulierte ich wiederum den billigen Trost. Ein schreckliches Monatsende weckte mich auf. Ich war masslos erstaunt, als die Summe der eingegangenen Rechnungen mit dem Betrag, der auf meinem Gehaltscheck ausgeworfen war, in einem scheusslich schlechten Verhältnis stand. Diese Rechnungen hatten indes ihre Richtigkeit, die Chits lagen dabei und der Herr Chef hatte sich bei Ausstellung des Checks auch nicht getäuscht. Wie man mit 5 Gulden Rechnungen im Betrage von 10 Gulden begleicht, vor dieses Problem sah ich mich gestellt. Statt jedoch eine der grössern Rechnungen wenigstens teilweise zu begleichen und den Rest später zu zahlen, was bei entsprechender Einstellung während einer gewissen Zeit möglich gewesen wäre, liess ich ziemlich alles unbeglichen, um noch etwas Taschengeld übrig zu haben. Wenn ich wenigstens aus diesem Missverhältnis zwischen Einkommen und Ausgaben die Konsequenzen gezogen hätte, das hätte mir zum Nutzen gereicht, aber diese Monatsenden wiederholten sich und damit verschlechterte sich auch meine finanzielle Lage zusehends. Ich ging zur Kasse, liess mir Vorschuss geben, der bereitwilligst zugestanden wurde, und geriet auf diese Weise immer mehr in den Dreck.

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert

Dann geschah etwas, das ein anderer mit Recht Resultat der Willenskraft betiteln würde. Bei mir jedoch, ich muss es gestehen, war es nur die bittere Notwendigkeit. Nachdem ich mich mit meinem Chef besprochen und von ihm ein Darlehen zur Deckung meiner Schulden erhalten hatte, hielt ich während dreier Monate aus ohne Hotel, ohne Rauchen und ohne jegliche Vergnügen, und starb nicht einmal daran! Ich hielt tatsächlich durch und wunderte mich darüber, dass man eigentlich in den Tropen verdammt billig leben konnte. Schon nach drei Monaten hatte ich meine Bilanz derart verbessert, dass ich getrost hätte in die Zukunft blicken können, wenn... ja eben, wenn! Es war eigentlich eine lange Fastenzeit gewesen und dieser «starke Wille» verdiente eine Belohnung. Ich begab mich mit dem eisernen Vorsatz, nur zu nippen, in die Bar... und traf dort meine Herren Kollegen, die den verlorenen Sohn mit Geheul empfingen. Vier Stunden später standen dieselben Trinker noch an derselben

Bar. Meines Vorsatzes konnte ich mich schon gar nicht mehr erinnern. Am nächsten Morgen kam dann der Katzenjammer. Jetzt galt's zu handeln. Ich schalt mich einen Schurken an meiner Gesundheit, an meinen Angehörigen, meiner Karriere und leistete dummerweise einen neuen Schwur, mässig zu bleiben. Herrlich war das Gefühl dieser Momentenergie. Traf ich dann aber nachher einen Bekannten, der mich, oder ich ihn, zu einem Apéritif einlud, dann hatte der Alltag wieder begonnen.

Bis jetzt hatte ich bei einer englischen Familie Quartier gehabt, bei welcher ich sehr gut aufgehoben war. Man verbrachte die Abende mit harmlosen Spielen, Bridge, Poker und dergleichen, wie sie en famille gespielt werden. Dieses Quartier wäre für mich eigentlich das Geeignetste gewesen und ich hätte mit der Zeit sogar, wie man zu sagen pflegt, in die Gesellschaft eingeführt werden können, woran mir allerdings nicht sehr viel gelegen war. Nun aber hörte ich, dass es in einem kleinen Pensionshotel ausserhalb der Stadt oft recht lustig hergehen sollte und sonderbar, hierbei entwickelte ich eine fabelhafte Energie. Lockte mich dieses «ausserhalb der Stadt» so sehr? Hören und ausführen war sozusagen eines. Ich mietete mich in dem betreffenden Hotel ein und verliess mein behagliches Nest, ich zog ans Meer.

Ich hatte mich nicht getäuscht, es war wunderbar in meinem neuen Wohnsitz. Badestrand, Gartenterrasse, das Essen passabel bis gut, der Pensionspreis in bescheidenem Rahmen. Das Hotel enthielt die unumgängliche Bar, einen Billard-Room, kurz allen Komfort. Was jedoch dem Platz den grössten Reiz verlieh, das waren die immer wechselnden Schiffspassagiere, die dort aus- und eingingen, die fast ausnahmslos nach diesem Dorado fuhren, eine prächtige Fahrt dem Meer entlang durch Dörfer und Palmenwälder.

Es dauerte gar nicht lange und ich war in einen Kreis cocktailliebender, jüngerer und älterer Herren liebevoll eingeführt, wo ich auch schon den ersten Chit für die Anstandsrunde unterfertigte, nachdem erst der Abkömmling traktiert worden war. Es war dies beileibe nicht der letzte Chit, den ich in jenem Hotel mit meinen Namenszügen versah.

Allerdings war von hier aus der Weg zum Bureau etwas umständlich. Ich musste die Eisenbahn benützen und hatte von der

dem Bureau am nächsten gelegenen Station immer noch ein gutes Stück zu Fuss zu gehen. Doch ist man Gott sei Dank in jenem Teil der Welt nicht so kleinlich in der Einhaltung der Bureauzeit. Es dachte niemand daran, auch nur eine Bemerkung zu machen, wenn man eine halbe Stunde später zur Arbeit erschien, und da die Züge alle 15—25 Minuten nach der Stadt fuhren, so brauchte man sich weniger an eine bestimmte Zeit zu halten und konnte sich die Sache noch verhältnismässig bequem einrichten.

Tropenferien

So kamen wir an die zweite in den Tropen zu verlebende Weihnacht heran und mit ihr erschien auch der erste Bonus, die Gratifikation. Diese schöne Sitte hatte sich im Osten eingebürgert und schon manchem verschwenderischen jungen Weissen wieder etwas auf die Beine geholfen. Auch mir kam dieser Bonus ganz und gar nicht ungelegen, denn wenn ich auch um diese Zeit schuldenfrei war, so neigte ich doch wieder so langsam dazu, den städtischen Geschäften « tributpflichtig » zu sein. Mit Stolz und Freude nahm ich deshalb aus der Hand meines Brotherrn den Check über einige Hunderter entgegen. Wie wohl hätten sie meinem Bankkonto getan! Was wollte ich damit für meine persönliche Ausrüstung nicht alles tun! Nichts geschah, rein gar nichts. Statt dessen glaubte ich plötzlich zu spüren, dass das Tropenklima mir zugesetzt hatte und dass ich deshalb dringend Ferien benötige. Sie wurden mir ohne weiteres gewährt und erhobenen Hauptes — den Check hatte ich bereits flüssig gemacht — zahlte ich an der Kasse des Hauptbahnhofes das Billett nach der etwa fünf Stunden entfernten Up-country-Station. Es war das erste Mal, dass ich diesen Platz aufsuchte. Die Fahrt war wunderschön, führte durch eine an Vegetation beinahe überreiche Gegend, besetzt mit Gummiplantagen, Tea-Estates, Kokospflanzungen und dergleichen.

An meinem Bestimmungsort angelangt, logierte ich mich in einem der wenigen Hotels ein. Pensionspreis sehr bescheiden. Ich beabsichtigte, etwa eine Woche oben zu bleiben. Das Städtchen hatte eine wunderbare Lage, ganz netten See, Ruder Gelegenheit, botanischen Garten ganz in der Nähe, schöne, lohnende Spaziergänge in der ganzen Umgebung, fern von Fabriken

und Schiffssirenen, ein idealer Ort für einen Ferienaufenthalt. Das einzige, das einen an die grosse Stadt erinnerte, waren die Autos, die allerdings in grosser Zahl vertreten waren.

Leider jedoch gab's auch hier Drinks, Chits und Gesellschaft. Wenn ich etwa vermeinte, unten in der Stadt meiner Spenderschwäche die Zügel gelassen zu haben, so war es nur ein Schatten gegen das, was nun upcountry, fern von unbequemen Bekannten vor sich ging. Man wurde in dieser Hinsicht zum wahren Virtuosen. Warum übrigens nicht mitmachen? Ich hatte Ferien, die Gratifikation in der Tasche, mit welcher ich auch keine Firma gründen konnte, wozu also sparen? In einem Punkte allerdings drückte ich auf den Hebel der Selbstbeherrschung, ich unterschrieb keine Chits. Die Hoteldirektion sollte mich wenigstens am Ende meines Aufenthaltes nicht mit einer wahnsinnig hohen Rechnung beglücken können.

Wenn ich an die Bande denke, die hier zusammenkam! Zum grössten Teil waren es Planters aus nah und fern, Vorsteher von Tee-, Gummi- oder Kokosnusspflanzungen oder Estates, wie man sie dort nennt, die monatelang auf ihrer Plantage hocken, einsam in ihrem Bungalow, nichts als Kulis und ihre Dienerschaft um sich, der nächste Weisse vielleicht 10 Kilometer entfernt. Sie kommen nicht oft zur Stadt, diese Planter, aber wenn sie dort sind, dann hinterlassen sie Spuren, und mancher Bartisch, von Gläsern und Flaschen gar nicht zu reden, und manches Treppengeländer ist dem Toben dieser ausgelassenen, meist sehr kräftigen Männer zum Opfer gefallen. Für einen leichtsinnigen Menschen wie mein Spiegelbild war es also nicht schwer, Gesellschaft zu finden und es dauerte auch gar nicht lange, so brachten wir die ganzen Tage in der Hotel-Bar zusammen zu. Das Resultat dieser Feste war ein Coup de téléphone um Geld am Ende des vierten Tages, so stark war mein Kassabestand bereits vermindert worden.

Ein wenig Gewissensbisse hatte ich mir gleichwohl gemacht, als ich in meinen Ferien um das Geld telephonierte, und der Vizechef, der am andern Ende des Drahtes sass, und mit welchem ich so schon auf ziemlich gespanntem Fusse stand, wird zweifellos sein eckiges Haupt geschüttelt haben, doch was scherte das mich, wenn ich nur wieder Geld besass. Zwar war ich nun fest

entschlossen, der Verschwendung Einhalt zu tun und es kam deshalb wie eine Art Erlösung, als mich einer der anwesenden Pflanzer einlud, einige Tage auf der von ihm verwalteten Gummipflanzung zu verbringen.

Drei Tage konnte ich bei meinem neu gewonnenen Freunde verbleiben, dann aber musste ich leider wieder zurück nach der Hafenstadt an die Arbeit. Unten angekommen, erwartete mich nicht ein Musikkorps, wohl aber stiess ich auf einen Angestellten der Bank, die die Ehre hatte, mit mir in Geschäftsverbindung zu stehen. Unsere Gehälter wurden nämlich nicht in bar ausbezahlt, sondern direkt auf unser Konto bei einer Bank überwiesen, von welchen wir dann die notwendigen Beträge abheben konnten. Der betreffende Herr nun, den ich persönlich sehr gut kannte und mit welchem ich schon manches Glas zusammen geleert, erwartete mich zwar nicht speziell, aber er nahm die Gelegenheit unseres zufälligen Zusammentreffens wahr, um mir zu eröffnen, mein Konto sei überzogen. Was tun? spricht Zeus. Ein anderes Bankkonto besass ich nicht, Barschaft auch nicht, meine Taschen waren so ziemlich «vom Gelde unbelastet», als ich aus den Ferien heimkehrte, aber ich musste doch den Mann loswerden und das gelang mir auch durch einen rasch ausgedachten Witz. Gravitätisch ziehe ich mein Checkbuch aus der Tasche — ich trug es stets bei mir, ob mein Konto einen Saldo aufwies oder nicht — und stellte ihm beim Whisky-Soda einen Check aus über den Betrag, der auf meinem Konto fehlte. Der Mann — höherer Angestellter der betreffenden Bank — nimmt ihn dankend in Empfang, «steht» noch einen Drink und begibt sich nach dem Bureau... um mich kurz nachher anzutelephonieren mit dem Geständnis, es wäre ihm erst jetzt eingefallen, welchen Scherz ich mir erlaubt hatte. Ein wenig Galle muss aber doch geblieben sein, oder dann stand es mit der Bank schlecht, sie liessen mir nachher verflucht wenig Zeit zur restlosen Begleichung.

Die Nebenausgaben bringen das Budget aus dem Gleichgewicht

Ich erholte mich verhältnismässig rasch von meinem Ferienfiasko. Die Overdraft auf der Bank war geregelt, ich besass sogar etwas Kassa. Es war ja wirklich nicht zu viel verlangt nach beinahe anderthalb Jah-

ren endlich einmal etwas erspart zu haben und wenn es sich auch um noch so wenig handelte. Unterdessen aber hatte man mit seinen Bekannten Meinungen über die Vor- und Nachteile der Ueberseeaufenthalte ausgetauscht und die für billige Entschuldigungen verwendbaren Wendungen speziell festgehalten. So war man beispielsweise darüber einig, dass im ersten Kontrakt kein Geld zu machen sei, da reichte das Gehalt kaum zum Leben, das hätte noch ein jeder erfahren müssen. Erst im zweiten Kontrakt, wenn die Honorierung bedeutend besser sei und dementsprechend auch die Gratifikationen, sei der Zeitpunkt gekommen! Ich tröstete mich also damit, dass ich die erste Million während der Dauer des zweiten Kontraktes noch immer zusammenraffen könne und dass es deshalb eine kolossale Dummheit wäre, sich während des ersten Kontraktes durch anständiges Leben zu töten, wenn es so leicht sei, später alles doppelt und dreifach nachzuholen. Sumpflöge nenne ich das heute.

Die erste Monatsrechnung des Hotels fiel noch halbwegs anständig aus, die unterzeichneten Chits beliefen sich nur auf zirka 80 Prozent des übrigen, festgesetzten Pensionspreises.

Einen andern Anblick schon bot die Rechnung des zweiten Monats. Pension 150 Rupees, Chits 300 Rupees. War dies möglich? Es war leider in Ordnung. Aber das durfte und konnte nicht mehr so weitergehen. Ich kam wieder ins Rutschen, auf den Hund. Und nicht nur materiell schädete mir dieses Leben, mehr noch gesundheitlich, und Drinks und Zigaretten drohten mich in meinen jungen Jahren schon zum alten Manne zu machen. Ich zitterte tatsächlich wie Schilf im Weiher und dieser Umstand — dass ich dessen überhaupt gewahr wurde? — schien mir doch die Augen zu öffnen. Ein kurzes Zur-Einsichtkommen, das nicht lange anhielt. Es schien genau wie in meinen Kinderjahren zu sein, nur mit dem Unterschied, dass ich jetzt nicht mit mir rechten wollte, während ich dazu früher noch zu unreif war. Auch jetzt war die Rührung rein vorübergehender Natur und ohne günstige Nachwirkung. Der alten Gewohnheit wurde gefront.

Ich muss hier allerdings zu meiner Entschuldigung anführen, dass meine Stelle mir nicht die geringste Befriedigung gewährte. Ich verstand mich mit meinem Vorgesetzten, dem Stellvertreter des Chefs,

gar nicht. Der Mann, Saboteur in Rein-
kultur, legte mir Prügel vor die Füße, wo
ihm dies nur möglich erschien, und je mehr
ich meiner Verachtung im Fernbleiben von
der Arbeit Ausdruck verlieh, desto weiter
kamen wir natürlich auseinander und um
so mehr glaubte ich berechtigt zu sein, die
Flinte ins Korn zu werfen und jeden Ver-
such, mich mit ihm auf irgendeine Art und
Weise auszusöhnen, aufzugeben. Ich ge-
stehe, ich hätte es nie tun können, das
hätte mein Schädel nicht zugelassen, heute
noch viel weniger als damals. Ich musste
indessen meinen Aerger mit irgend etwas
zu beschwichtigen suchen und diese Beru-
higung glaubte ich bei Spiel und Trunk,
besonders im letztern, zu finden. Tatsäch-
lich fand ich diese Beruhigung ja auch,
aber nur vorübergehend, und wohin sollte
das führen?

Gar zu lange konnte es natürlich auf
diese Weise nicht mehr weitergehen und
eines schönen Morgens kam es dann auch,
wie erwartet, zwischen meinem Peiniger
und mir zu einer ernsteren Auseinander-
setzung — tätlich wurden wir dabei nicht,
der Mann war ein halber Krüppel, was
vielleicht für seinen entgleisten Charakter
auch die Hauptschuld war — als deren
Resultat ich noch am gleichen Tage mit
dem Postdampfer wegreste, nach Europa.
Ich bereute diese Wendung nicht, erhoffte
ich doch von einem Aufenthalt bei mei-
nen Angehörigen zu Hause ein Ingleich-
gewichtkommen meiner selbst.

Es war ein wunderschöner Julitag, als ich
mich zur Rückreise einschiffte. Ich schaute
mir das Eiland nochmals vom Dampfer aus
an. Schön warst du, Paradies der Tropen,
und wenn ich bei dir die erhofften Lorbeer-
n nicht holte, so war es dein Fehler nicht!

In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiedersehn

Wenn ein Erbonkel nach langen Jahren
Aufenthalt über dem grossen Wasser zurück-
kehrt, so wird ihm ein Kalb geschlachtet
und die Verwandtschaft quetscht mit unzäh-
ligen Kreuzfragen aus ihm heraus, wie
«schwer» er sei, denn, wenn einer überm
grossen Teich gewesen ist, gleichviel wel-
cher Richtung, dann hat er unbedingt eine
Unmenge Geld verdient, gebraucht hat er
keines, seinen lieben Verwandten zuliebe.
Bei mir kam die Zeremonie des Schlach-
tens nicht in Frage, es sei denn, man hätte
sie an mir vorgenommen, aber nach dem

andern gefragt wurde auch ich von allen
Seiten. Sie sahen wohl im Geiste schon das
Bankkonto, das ich mein eigen nennen
würde und der Ausdruck «lange Gesichter»
ist weit davon entfernt, die Wachsfiguren
zu beschreiben, nachdem sie — bald genug
— herausgebracht hatten, dass dieser Mensch
alles andere als ein Erbonkel war. Vor
ihnen stand das schwarze Schaf der Familie,
war so und so lange im Osten gewesen, hatte
den und den Lohn genossen und kam nun
zurück ohne Ersparnisse.

Es folgten nun lange Monate des Grenz-
dienstes, ein ganz erheblicher Unterschied
zwischen dem ungezwungenen Tropenleben
und dem Einerlei des Militärdienstes, vom
Temperaturunterschied gar nicht zu reden.
Aber der Mensch gewöhnt sich, wenn es sein
muss, an alles, und bald hatte ich mich in
mein Schicksal gefügt und nahm das Ein-
tönige, ewig Gleiche des Militärdienstes in
stoischer Ruhe hin. Auch die Dienstzeit
ging zu Ende. Es war keine leichte Sache,
während des Krieges Arbeit zu finden. Ein
Stellenvermittlungsbureau offerierte mir
einen Aushilfsposten. Ich wollte nicht un-
bescheiden sein und verlangte ein Gehalt,
das mit meinen Fähigkeiten und auch mit
meinem Alter in gar keinem Verhältnis stand.
Die Hauptsache war mir, Anstellung zu fin-
den. Und siehe da, die Grossfirma mark-
tete mit mir und offerierte mir 5% weniger
pro Monat, mir jedoch in einer Fussnote
gleichzeitig mitteilend, dass die Teuerung-
zulage meiner Gehaltsklasse ... 5% betrage!
Ich erhielt also das von mir geforderte,
wirklich bescheidene Salär doch, und die
Weltfirma war gerettet. Für mich allein
hätte der Lohn ja mehr als gereicht, aber
es hielten sich allerlei hübsche Wesen auf
in unserer Stadt, man musste sich verlieben,
und so hatte ich bald eine ständige Hilfe,
mit meinem Monatsgehalt rechtzeitig fertig
zu werden. Ich wurde bald wieder zum
Militär aufgeboten und für eine Reihe von
Monaten der Sorge um Verdienst enthoben.
Nachher hatte ich das Glück, wieder bei
einer Firma in Stellung zu kommen, die eine
Filiale in fernen Orten eröffnen wollte.

Endlich waren die Verhandlungen soweit
gediehen, dass ich bestimmt wusste, wann
ich reisen würde. Ich freute mich wieder
auf den Tag meiner Abreise wie ein Kind
aufs Karussell. Die Vorbereitungen waren zu
Ende, der Weg für mich frei.

Der frühere Leichtfuss versprach Ver-
wandten und Brotherrn das Blaue vom

Himmel, einerseits weise zu bleiben und nicht zu verlottern, auf der andern Seite für das Geschäft seine ganze Kraft einzusetzen und, der Wahrheit die Ehre, ich hatte den festen, tiefen Vorsatz gefasst, mich als ganzen Mann zu zeigen. Nur fort aus der heimatlichen Enge, fort aus dem kleinlichen Westen nach dem freien, heitern Osten. Donner und Doria, wie wollte ich diesmal die Gelegenheit beim Schopf nehmen und Geld verdienen nach der Lehre, die ich aus meinem ersten Aufenthalt in Asien gezogen hatte! So und so würde ich mein Leben einstellen, auf diese und jene Art wollte ich auftreten, um mir neben einem anständigen Namen in erster Linie ein Vermögen zu verschaffen. Ich sah mich im Geiste bereits als Manager unseres florierenden Zweigbureaus, im Verkehr mit kommerziellen Grössen des Landes, ich sah mein Ansehen sich heben und sah mich reich, auch an Erfahrungen, nach Hause zurückkehren. Unvergleichliche Momente, diese Träume.

New York, Wolkenkratzer, Reise durch den ganzen Kontinent nach San Franzisko. Ich ging gern wieder fort. Adieu Amerika, du trockenes Land in jeder Hinsicht, du kultivierte Wüste!

Man verändert wohl das Gestirn, aber nicht das Gehirn

Irgendeine Maru, wie die japanischen Schiffe mit dem zweiten Namen alle heissen, nahm mich auf und los ging die Fahrt einer weitem mir unbekannten Welt entgegen. Maru! Das klang schon wieder ganz anders als «Steamer». Schon diese vier Buchstaben haben etwas Faszinierendes an sich, es riecht nach Orient, nach ungewöhnlicher Zunge. Das ungewöhnliche dieser Zunge kam mir nachträglich noch lebhaft genug zum Bewusstsein. Was wird mir wohl Japan bringen? Würde ich dort das Glück finden, das Geld zusammenraffen, der Nabob werden, von dem ich schon bei Antritt meiner ersten Asienreise geträumt?

Unser Rauchsalon hatte jeden Tag seine Tischchen besetzt von Poker- und Bridgepartien, und da ich einmal zu einem Bridge-Four zu spät erschien, setzte ich mich zu den Pokerspielern. Ich hatte eigentlich nicht die Absicht mitzuspielen, aber da die Einsätze, wie ich sah, ausnahmsweise einmal limitiert waren — der Höchsteinsatz betrug 5 Dollars — da entfiel wieder einmal der Begriff «Prinzip» meinem Gedächtnis und bald war ich mitten drin in der Partie.

O Bauernjunge, für dich ist das Pokern nichts. Sie liessen mich gar nicht lange mitmachen, das heisst, einige Male liessen sie mich sogar gewinnen, kleine Beträge nur, natürlich, bis ich Mut gekriegt hatte und die notwendige Frechheit, dann durfte ich mitspielen, bis sie mir meine Barschaft bis auf einen gewissen Betrag, den ich nicht antastete, getreulich abgenommen hatten. Das Spiel taugte nicht für mich, der ich bei jedem Einsatz erst nachzählen musste, ob ich noch vermögend genug sei, um ihn zu wagen. Stand es dann mit der Kasse schlecht, dann war das Risiko zu gross und meine Freunde, die Yankees, in richtiger Einschätzung der Lage, nützten die Konjunktur aus und holten den Mammon vom Tisch. So endigte meine Laufbahn als Pokerspieler beinahe am Anfang.

Wir näherten uns dem japanischen Inselreich und ich gestehe, ich war glücklich, als eines Spätnachmittags sich die Umrisse des Landes zeigten.

Schon am ersten Tage nach meiner Ankunft hatte mich die Arbeit beim Wickel genommen und um das Leben etwas abwechslungsreich zu gestalten von Anfang an, wurde ich von einem Freunde — wir waren in Europa einst Bureaukollegen gewesen — bei seinen Bekannten eingeführt, im Klub, in der Hotel-Bar, bei Familien. Bald, nur allzubald konnte ich feststellen, dass die Schwäche für geistige Getränke nicht nur in Indien herrschte, ja, dass diese Eigenschaft im fernen Osten noch viel ausgeprägter zum Ausdruck kam. Es brauchte ja wirklich sehr wenig, um mich zur Annahme eines Drinks zu bewegen. Es befanden sich unter meinen neuen Bekannten eine ganze Anzahl äusserst trinkfester jüngerer und älterer Leute, die sich durch nichts abhalten liessen, jeden Tag eine gewisse Zeit in der Bar zu verbringen. Hier wurde noch in erhöhtem Masse dem Würfelspiel gehuldigt und dieser Teufelsbecher hatte an heissen Tagen stundenlang keine Ruhe. Es ging immer fidel her. Man spürte weder das Vorrücken der Stunde, noch den genossenen Alkohol, so vertieft war man in das interessante Spiel. Und die Rechnungen, die einem am Ende des Monats vom Hotel vorgelegt wurden! Das grenzte an Torheit, das war längst aus der Phase des Leichtsinns heraus.

Ich musste mich nach vierjährigem Unterbruch erst wieder an die Arbeitsweise im Osten gewöhnen, denn, wenn auch allge-

mein die Verhältnisse von denjenigen Indiens differierten, das Geschäftsleben in Japan wickelte sich mindestens ähnlich dem indischen ab. Es gab keine Uhr mehr, die einen morgens mahnte: In fünfzehn Minuten muss ich hinter der Bureautüre verschwunden sein. Man absolvierte sein Arbeitspensum der vorliegenden Menge Arbeit angepasst, und erst in zweiter Linie kam die Zeit. Man fing, wenn es sein musste, schon morgens fünf Uhr mit der Arbeit an, oder man ignorierte den grössten Teil der Mittagsstunde. Man sass, wenn die Notwendigkeit vorlag, bis abends spät am Pult. Anderseits konnte man stundenlang während der sonst üblichen Arbeitszeit das süsse Nichtstun üben, das heisst, die Zeit füllte man aus, aber von Arbeit sprach man nicht. Man brauchte deswegen nicht zu befürchten, einen Tadel zu ernten. Nahmen einen daraufhin die Geschäfte wieder in Anspruch, dann stellte man von neuem seinen Mann. Zeit galt nichts, aber erste Bedingung: Im Geschäft durfte nichts verschleppt werden.

Das verdamnte Chit-Unwesen! Kein Wunder, dass ich mir am Ende eines Monats mit allen Eiden gelobte, keinen Chit mehr zu unterschreiben, beliefen sich doch die monatlichen Rechnungen für Extraausgaben wie Hotel, Rauchartikel, Klub und so weiter auf mehr denn fünfzig Prozent meines Einkommens. Man war einfach nicht imstande, eine Kontrolle über die unterfertigten Chits zu führen. Man machte wohl derartige Versuche, aber wie oft hatte man anderes zu tun, als solche Kleinigkeiten zu notieren, und so kam es, dass ich die Idee einer dauernden Kontrolle der Ausgaben bald aufgab. Auch war man an das System bereits so gewöhnt, dass man seinen ganzen Willen hätte aufbieten müssen. Man zahlte nirgends, auch die Geschäfte gaben den Ansässigen gerne alles auf Kredit, sie kauften mehr. Man trug aus lauter Gewohnheit vielfach gar kein Bargeld auf sich. Da kam einem das System eben doch wieder gelegen, wenn man, ohne sich dem Risiko einer Blamage auszusetzen, im Klub oder im Hotel Einkehr halten konnte. *Perpetuum mobile*.

Im grossen und ganzen war das Leben, soweit man nur mit Weissen in Berührung kam, sehr angenehm und es hätte einem schliesslich noch leidlich gefallen können, hätten nicht die beständig wiederkehrenden mehr oder minder intensiven Erdbeben dem

etwas nervös veranlagten Europäer einen kleinen Dämpfer aufgesetzt. Wenn man sich auch nach und nach an diese Schwankungen der Erde gewöhnte, so lief es mir doch jedesmal warm und kalt zugleich vom Fuss bis zum Kopf, wenn es ernst zu werden begann. Diese Beben traten, wie erwähnt, nicht immer gleich stark auf, aber schon beim ersten, stärkeren Beben, das einen Teil von unserer Bureaudecke herunterbrachte, glaubte ich mein Lebensende kommen zu sehen. Ich konnte ein Angstgefühl nie los werden. Es musste wohl allen etwas nervenschwachen Anwohnern ähnlich ergangen sein.

Das japanische Pflaster

In geschäftlicher Hinsicht nahm der Himmel eine stets trübere Färbung an, und diese Trübung kam aus der Ferne. Zu Hause schienen die Geschäftsfreunde der Sache überdrüssig zu werden, denn während wir im Osten für allerlei neue Transaktionen rüsteten, träumten sie im Westen von Liquidation und Sterben, bis eines Tages die Bombe platzte in Form eines kurzen Telegramms, dass das Gesellschaftsherz zu schlagen aufgehört hätte. Das wäre nun an und für sich nicht das Ende aller Enden gewesen, wenn ich mich durch Sparsamkeit auf eine solche Wendung, die nie als ausgeschlossen gegolten hatte, durchaus nicht, vorbereitet hätte; aber Bruder Leichtfuss war ohne Erspartes, dafür hatte er Gläubiger, und in diesem gloriosen Zustand befand ich mich auf dem Pflaster. Was es in der engern Heimat heisst, ohne Arbeit zu sein, das habe ich viel später noch am eigenen Leibe erfahren, aber wie die Sache erst aussieht, wenn man sich fern seiner Angehörigen befindet und auf einmal auf die Strasse gestellt ist, das kostete ich damals durch. Ich hatte jedoch bei allem Pech noch das Glück, nach verhältnismässig kurzer Zeit wieder unterzukommen, und zwar in einer grösseren Firma, für welche ich einen Zusammenbruch nicht zu befürchten hatte. Ein fürstliches Gehalt wurde mir natürlich nicht geboten, Pflasterleute pflegt man in dieser Hinsicht nicht zu verwöhnen, aber ich durfte mit meinem Schicksal wieder einmal zufrieden sein. Fast ohne Ausnahme engagieren die Firmen im Osten ihre Leute alle in Europa, und ein Narr ist derjenige, der sich nach dem Osten aufs Pflaster begibt.

Während dieser kurzen Periode der Ar-

beitslosigkeit überschlug ich wieder einmal mein bisheriges Leben und die Erfolge, die ich bis jetzt zu verzeichnen gehabt hatte, und fand nach reiflicher Überlegung keinen andern Ausweg, als meinen Gefühlen und Gelüsten den härtesten Zwang aufzuerlegen und mit allen Mitteln das unsinnige Geldausgeben zu unterdrücken und vom ersten Tage an, an welchem ich wieder eine feste Anstellung haben würde, ganz einfach zu leben und neben der Abzahlung der von einigen hilfreichen Bekannten erhaltenen Darlehen einen Sparhafen anzulegen. Als wären meine Schwüre vom Unsichtbaren erhört worden, erhielt ich, wie erwähnt, nach kurzer Zeit wieder ein Engagement, und das Monatsgehalt hätte wenigstens dazu gereicht, die erste Hälfte meiner Vorsätze zu erfüllen, wenn... eben, wenn mein Wille so dauerhaft gewesen wäre wie meine Vorsätze übereilt. Leider, leider konnte ich mich auch jetzt noch immer mit der billigen Entschuldigung abfinden: dass ich zum Sparen zu wenig verdiene. In dieser Ansicht wird der an und für sich schon Minderbezahlte bestärkt, wenn er an die Gehälter und Tantiemen denkt, die neben ihm Arbeitende allmonatlich in die Tasche stecken. Er denkt darüber nach. Es bildet sich in seinem Hirn der feste, unauslöschliche Gedanke, dass er es «schlechter hätte» als der andere und dass er es nie zu einem solchen Posten bringen würde, weil ihm die andern vor der Sonne stehen. Neben dieser irrigen Idee hat der Wille, sich eine solche Position zu schaffen, keinen Platz mehr. In einem harten Schädel ist nur eine Wohnung. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich, nicht bei dieser speziellen Gelegenheit, aber an früheren Stellen manchmal hoffte, mein Vorgesetzter würde vielleicht sterben, dann würde ich nachrücken. Dies schien mir die einzige Aussicht zu sein, emporzukommen. Es trat allerdings nie ein.

Auch die Meinung, mein Gehalt würde mir kaum zum Leben reichen, war natürlich absolut falsch. Hier lag nämlich der Hase im Pfeffer: Ich war überzeugt, dass er zu einem standesgemässen Leben nicht genüge, es fehlt mir eben an der notwendigen Einsicht, dass ein Mensch mit meinem Einkommen in Gottes Namen von einem standesgemässen Leben einen andern Begriff haben musste, als der Subdirektor oder irgendein höheres Wesen, dem seine fachtechnischen Kenntnisse, seine langjäh-

rige Praxis, zu umfangreichen Provisionen verhalfen und der sich eine etwas größere Lebensweise leisten konnte. Aber dieses Gefühl eines einfacheren Lebens schien mir abzugehen, berührte mich höchstens für Momente, es blieb nicht in mir haften. Im Gegenteil, ich bildete mir hartnäckig ein, das gleiche Anrecht auf ein feines Leben zu haben wie meine Vorgesetzten, ganz vergessend, dass diese Vorgesetzten alle auch einmal auf meiner Stufe gestanden.

Nur keine Hast

In meiner neuen Stelle gefiel es mir verhältnismässig gut. Ich hatte bald nach meinem Eintritt das Zutrauen meiner Brotherren erworben, wenigstens kam mir dies so vor, denn man redete mir nicht viel in meine Arbeit. Mit diesem Zutrauen wuchs selbstverständlich auch die Freude an meiner Position.

Auch an die japanischen Geschäftssitten gewöhnte ich mich bald sehr gut. Der Japaner ist im allgemeinen nicht aus der Ruhe zu bringen, auch im Geschäftsleben ist er die Ruhe selbst. Er kennt den Begriff «hasten» überhaupt nicht. Wir hatten einer japanischen Firma eine Partie Waren schwimmend verkauft und mit derselben vereinbart, dass die Dokumente dafür am kommenden Morgen auf der Bank X eingelöst werden sollten. Der Verkehr auf den Bureaus dieser Bank war mir einigermaßen bekannt und ich wünschte deshalb so früh als möglich dort zu sein. Wir verabredeten uns auf neun Uhr und ich erschien auch pünktlich um diese Stunde. Dass ich mich ein wenig zu gedulden hätte, das stand in meinem Programm. Zehn Uhr schlug's, aber der Herr Käufer war nicht da. Elf Uhr, kein Kunde in Sicht. Um 12 Uhr rief ich die Firma am Telephon an. Jawohl, der betreffende Herr befinde sich seit 10 Uhr unterwegs. Auf 9 Uhr hatten wir uns verabredet. — Dann wurden die Schalter geschlossen und ich versuchte mein Glück am Nachmittag noch einmal. Der Geduldprobe vom Vormittag folgte eine zweite und kurz vor Torschluss wackelt der Kunde herein, meine unausgesprochene Frage nach der Ursache des Ausbleibens mit einem einfachen «gomen kudasei» übergehend. Damit war für ihn die Sache erledigt.

Das ist japanische Praxis, und wenn es unter den Eingebornen Mode ist, so wird auch der Einwanderer sich daran gewöh-

nen können. Begibt sich beispielsweise ein Japaner auf das Bureau eines weissen Geschäftsfreundes, der ihn jedoch nicht zu empfangen wünscht und sich als abwesend melden lässt, dann verlässt der Besucher nicht etwa die Office, um ein andermal vorzusprechen, beileibe nicht, er wartet einfach auf die Rückkehr des betreffenden Herrn, und wenn diese bei Büreausschluss noch nicht erfolgt ist, so tut dies der Beharrungsenergie des Besuchers nicht den geringsten Abbruch. Wie der Amerikaner dem hustle treu ist, so handelt der Japaner nach dem Grundsatz «man kann warten».

Mit vermehrter Gelegenheit zu Trunk und Würfelspiel wurden die Abzahlungen, die ich meinen Unterstützern leisten sollte, immer geringer und hörten nach und nach ganz auf. Wenn ich heute darüber nachdenke, muss ich mich einer unverzeihlichen Gleichgültigkeit anklagen, denn mein monatliches Gehalt hätte immerhin einige Rückzahlungen gestattet. Statt jedoch diese Abzahlungen wie versprochen und nach vorhandener Möglichkeit zu leisten, zog ich vor, das Leben auch ein wenig zu genießen, es ist ja so furchtbar kurz, und so kam es, dass sich unter meinen zahlreichen Bekannten eine ganze Anzahl befand, denen ich verpflichtet war.

Langsam aber stetig abwärts ging's auf der schiefen Ebene, auf die ich mich selbst gebracht. Aber auch jetzt noch hielt ich krampfhaft fest an der blöden Selbsttröstung auf kommende, bessere Tage. Ich sah sie keineswegs vor mir, diese «bessern Tage», ich forcierte nur einen Glauben an sie. Manchmal, wie ein Lichtstrahl aus dem Nebel, schienen beinahe die Umkehrideen wirklich die Oberhand zu gewinnen, aber gerade da zeigte es sich, wie weit unten ich mich in Wirklichkeit schon befand: Ich gab die Hoffnung auf diese besseren Tage wieder auf, ich traute mir selbst nicht mehr, ich war eigentlich vom Zuspätsein überzeugt und es stellte sich nicht die Reue, sondern die grosse Frage ein, was dann werden sollte, wenn es zur Umkehr zu spät sei. Diese Frage wagte ich mir nur im geheimen zu beantworten.

Tag reihte sich an Tag, Woche an Woche und Monat an Monat. Man lebte sein Leben, war ein Arbeitstier, ein «Neger», wie die Gemahlin meines frühern Brotherrn die Angestellten ihres Gebiets zu bezeichnen pflegte. Man arbeitete mit Kopf und Händen und dafür wurde einem an Ende des

Monats das Gehalt schön sauber in einer Papiertüte überreicht. Das gab wieder neuen Mut, und gerade an diesen Monatsenden regte sich das Gewissen wieder, ein kurzes Aufflackern der Vernunft. Wie viele solcher Lappen könntest du aufgespeichert haben, wärest du nicht so dreingefahren? Kam ich dann jedoch nach Hause, wo mir nacheinander die Monatsrechnungen gebracht wurden, dann schmolz der Inhalt meiner Papiertüte zu einem kleinen Rest zusammen und mit ihm auch der aufgeflamnte Lebensmut. Der verfluchte Anfang wollte nicht kommen, der war zu schwer, dazu hatte ich zuwenig Mut. Eine traurige Tatsache.

Deus ex machina

Nach geraumer Zeit erholte ich mich doch wieder ein wenig, wenn ich auch nicht behaupten konnte, dass das Quecksilber meines materiellen Wohlergehens stark steigend begriffen sei, aber es war zum mindesten ein Stillstand in der Abwärtsbewegung, den ich nicht nur der Lohnaufbesserung, die mir mein Arbeitgeber gütigst gewährte, zuschreiben musste, und dieser Stillstand hätte zweifellos zu einer Aufwärtstendenz geführt, wenn es dann nicht mit einem Schlage anders gekommen wäre, als ich gedacht und geahnt hätte.

Wie soll man nun solche Schicksalswendungen deuten? Von Natur aus etwas vom Unglück verfolgt, wenn auch teilweise nur in der Einbildung, musste gerade in diesem Moment, wo ich vielleicht den richtigen Weg zu einer andern Lebensweise gefunden hätte, das Unglück eintreten, das mich dann ganz aus dem Geleise warf. Wenn ich auch nicht ohne weiteres zugab, dass diese Besserung eingetreten wäre oder dass sie von mir hätte genährt werden können, die Ereignisse unmittelbar folgend schlugen alle Hoffnungen wieder in mir zusammen.

Heiss schien die Sonne an jenem Samstagmittag des unglückseligen ersten September auf die Stadt herab. Wir trafen schon unsere Vorkehrungen zum Verlassen des Bureaus für anderthalb Tage, als mein Tischtelefon lärmte. Wer zum Teufel wollte denn um diese Stunde noch etwas von mir? dachte ich halb verärgert über die Störung und nahm den Hörer ab. «Hier Nummer...» und aus war's mit dem Gespräch. Ein furchtbarer Lärm, das grosse, viereckige und vierstöckige Gebäude ächzte und ich — lag unterm Pult! Erdbeben!

Nein, das war kein Erdbeben. So tobt die Erde nicht, um nachher noch aufeinander zu stehen, das war der Weltuntergang. Es musste gleich vorüber sein, lange hielt Mutter Erde das nicht aus, unmöglich.

Aber es ging nicht so rasch vorüber, und was ich während dieses Erdbebens erlebte, würde ein Buch für sich füllen. Durch einen glücklichen Zufall konnte ich mich nach langem Umherirren in brennenden Stadtteilen, in denen Hunderte von verkohlten und nicht-verkohlten Leichen lagen, auf einen der wenigen Dampfer flüchten, die mit ihren Passagieren der Katastrophe entgangen waren. Was für sie zum Verhängnis hätte werden können, ereignete sich glücklicherweise nicht. Es gab keine Sturzsee, wie es bei Erdbeben an Küstengebieten sonst allgemein beobachtet wird.

Es wurde uns Geretteten eine liebevolle Aufnahme zuteil.

Als wir den Suezkanal durchquert hatten, kamen wir nach Brindisi. Endlich, endlich aber liessen wir auch den letzten Anlegeplatz, Brindisi, hinter uns und trafen eines regnerischen Abends, after all, in Venedig ein. Endlich erlöst, 62 Tage hatte die Reise gedauert, wir hätten von Jules Verne beneidet werden können. Lange genug, um einem den Cafard für immer an den Hals zu hängen.

Nun, dieses Mal wussten meine Leute, dass kein mitgebrachtes Vermögen existieren konnte. Von dieser Seite hatte ich also nichts zu befürchten. Dagegen hielten meine Bekannten und Verwandten mit Ratschlägen, die leider zu spät kamen, nicht hinter dem Berge. Ich hätte draussen bleiben sollen, jetzt wären die Chancen viel grösser als vor dem Erdbeben, weil so viele Menschen kaput gegangen seien. Woher kannten die Leute diese grösseren Möglichkeiten? Waren sie auch draussen gewesen? Das hiess natürlich genau soviel wie: «Warum wieder ohne Geld heimkehren, wie haben ja nur für deinen Unterhalt zu sorgen!» Jeder vertritt seinen Standpunkt und demjenigen meiner Verwandten kann natürlich auch nicht entgegengetreten werden, aber wie wenig weiss man die Einstellung seiner Nächsten zu würdigen, wenn man mit seinen eigenen Gedanken voll beschäftigt ist.

Die letzte Chance

Durch Zufall fand ich bald darauf wieder ein Engagement in meiner Heimatstadt und wieder bei einer Gesellschaft mit stark

überseeischem Einschlag. Allerdings war die Firma erst daran, die Fühler auszustrecken, es war eine Neugründung, die beabsichtigte, das Import-Export-Geschäft mit dem Osten aufzunehmen. So wurde mir die einführende Korrespondenz mit uns noch gänzlich unbekannten Firmen, deren Geschäftsgebaren wir nicht kannten, übertragen, eine nicht sehr produktive Arbeit und auch nicht überaus interessant, um so weniger als es naturgemäss ziemlich lange Zeit dauerte, bis die Antworten auf unsere Annäherungsversuche aus dem Osten eintrafen. Die Hauptsache blieb immer noch, dass ich überhaupt Beschäftigung oder Verdienst gefunden hatte. Meine finanzielle Lage gestattete ausser der Arbeit keine Vergnügen! Allmählich nur wurde die Sache ein wenig interessanter und wir konnten uns ein ungefähres Bild machen, ob Aussicht auf gewinnbringende Geschäfte vorhanden sei. Doch genügte diese vague Feststellung nicht und der Briefverkehr mit dem Osten ohne nähere Fühlung mit der Kundschaft allein konnte unmöglich zum ersehnten Ziele führen. Aus diesem Grunde musste sich die Gesellschaft mit dem Gedanken vertraut machen, entweder die Geschäfte im Osten unter eigener Flagge zu führen, oder wenigstens einen geeigneten Vertreter zu ernennen. Das konnte nun nicht mit einem Briefchen erledigt werden, dazu musste man sich selbst an Ort und Stelle begeben. Nach ausgedehnten Beratungen unter den Teilhabern der Gesellschaft entschied man sich dafür, dass ich zusammen mit einem Associé diese Informationsreise unternehmen sollte. Ich war also wieder gebucht für den fernen Osten und nachdem sowohl die geschäftlichen als auch die privaten Vorbereitungen beendet waren, verfügten wir uns mit unserem Musterbazar nach Marseille, um mit dem nächsten ausfahrenden Kasten der Peninsular & Oriental Line nach Indien zu segeln.

Nach einer langen Geschäftsreise kreuz und quer durch Indien richteten wir in Bombay ein Bureau ein. Die Unterhandlungen und die laufenden Korrespondenzen und Telegramme nach und aus Europa nahmen mich jeden Tag in Anspruch. Wir hatten in der verhältnismässig kurzen Zeit feststellen müssen, dass die Konkurrenz, vor allem die japanische, fest am Werke war und dem Neubeginnenden Unternehmen von vornherein jede Existenzmöglichkeit zu unterbinden trachtete. Es war ausserordent-

lich schwer, ins Geschäft zu kommen und selbst für die alteingesessenen Handelshäuser war es keine rosige Zeit. Die gelbe Gefahr! Es war aber auch direkt verwunderlich, wie fest der Japaner im indischen Geschäft schon Fuss gefasst hatte. Ich kannte den japanischen Geschäftsmann und seine Mentalität aus seinem Vaterlande und brauchte in dieser Hinsicht keine neuen Studien mehr anzustellen.

Trotzdem durfte die Flinte nicht ins Korn geworfen werden, im Gegenteil, es erheischte doppelte Arbeit, denn jetzt hatte die Pioniertätigkeit ihre Früchte zu tragen, nun war der Moment da, wo die grosse Fortune ihren Anfang nehmen sollte. Es musste tüchtig gearbeitet werden. Kam man dann abends etwas später aus dem Bureau ins Hotel zurück, so war man deshalb nicht missgestimmt und irgendwelche Müdigkeit verscheuchte man rasch durch ein erfrischendes Bad. Sass man dann abends beim Diner und nachher bei Bridge, oder man spielte eine Partie Snookers, dann war für einige Stunden alle Mühsal und aller Konkurrenzkampf vergessen. Morgen war auch noch ein Tag.

Aber gearbeitet wurde trotzdem, und nicht wenig. Ich sass wieder im Rickshah, im Taxi, fuhr zum Bureau, zu den Kunden, zu irgendeiner Behörde, um die letzten Formalitäten für die Geschäftsetablierung zu erfüllen. Die Zeit verstrich rasch und schon bald war der Moment da, da ich ans Heimreisen denken konnte. Aber... man wandelte nicht ungestraft unter Indiens Palmen.

41 Grad im Schatten

Ich sass im Bureau, zusammen mit einigen Interessenten, mit denen ich schon seit geraumer Zeit eines Abschlusses wegen verhandelt hatte, ohne bis jetzt zu einem positiven Resultat gekommen zu sein. «You are looking pale», warnte mich einer der Anwesenden. Ein kurzer Blick in den Spiegel genügte allerdings, um mir zu bestätigen, dass meine Gesichtsfarbe weit eher einem frisch gehobelten Brett glich als einer vollerbblühten Rose. Nicht dass ich das geringste Unwohlsein verspürt hätte, nur eine eigenartige Müdigkeit von der Hüfte gegen das Rückgrat, dazu hie und da ein Zug von Kälte durch das ganze System. Bald jedoch wurde die Sache schlimmer, ein Schüttelfrost trat ein. Ich schwitzte am ganzen Körper und klapperte gleichzeitig mit den Zähnen vor Kälte. Der sofort gerufene Arzt

konstatierte eine heftige Malaria und speidierte mich ins Bett unter Wolldecken und Wickel. Zu essen gab's vorerst nur Chinin in Pillen, und war der Hunger extra gross, verursacht durch heftige Fieberanfälle, dann gab's zwei Pillen auf einmal. Pfui Deibel, waren diese Dinger ein Fressen, Rizinusöl war Honig dagegen, bitter wie Galle, man schien diesen Gestank nicht mehr aus Mund und Nase zu bringen. Bald genug war ich von Fiebern derart ermüdet, dass ich wie zusammengeschlagen im Bette lag, einschlummerte und alsdann einen kleinen Spaziergang im Zimmer und Badezimmer herum unternahm, wovon ich natürlich keine Ahnung hatte. Mein Boy brachte mich wieder zu Bett. Da das Zimmer sich im vierten Stockwerk befand, musste jemand beständig bei mir sein, denn ich war in meinem Delirium zu allem fähig. Diese Schlummerzustände waren eine Höllenqual. Halluzinationen stundenlang, schwere, immer schreckliche Träume marterten mich. Ich stöhnte, es half alles nichts, hartnäckig spann sich der Traum weiter, bis ich endlich erwachte, totmüde, in Schweiss gebadet, erst wieder etwas ruhiger werdend, wenn die frische Ration Chinin ihre Wirkung getan hatte.

Das fehlte nun gerade noch so kurz vor meiner Abreise nach Europa. Wenn die Anfälle wenigstens im Abnehmen begriffen gewesen wären, aber sie mehrten sich im Gegenteil, zu meinem Entsetzen. Ich fürchtete, durch Chinin vergiftet zu werden, denn ich erinnere mich, pro Tag bis zu zehn Pillen zu mir genommen zu haben. Auf meinen ausdrücklichen Wunsch sollte nämlich der Arzt mit einer Rosskur versuchen. An einen schlimmen Ausgang dachte ich dabei keinen Augenblick, ich hatte nur das eine Ziel, an einem bereits bestimmten Tage reisefertig zu sein. Er tat sein Bestes, aber die Fieber wollten nicht nachlassen, bis ich einmal, mit Hilfe meines wohlmeinenden Boys statt der Thermosflasche Tee eine Flasche Wein «erwischte». Ob nun dieser Göttertrank daran schuld war, das weiss ich nicht, Tatsache aber ist, dass am darauffolgenden Tag die Fieber nachliessen und nachdem mit dem Rückgang des Fiebers auch die Chininration herabgesetzt werden konnte, erholte ich mich wieder ziemlich rasch und stand am Tage vor meiner Einschiffung zum Aerger des Arztes in meinem Zimmer, meine Koffer packend. Er wollte mich unter keinen Umständen ziehen lassen. Als ich ihm dann jedoch eröffnete, dass

nichts mich zurückhalten könnte, erklärte er sich mit meiner Abreise einverstanden, sich jedoch aller Verantwortung für die Folgen dieser Starrköpfigkeit entschlagend. Er war natürlich fest überzeugt, dass die Hafenbehörde mich unter keinen Umständen ziehen lassen würde. Er irrte sich.

Es war natürlich wieder ein Dampfer der Peninsular & Oriental Line, noch beinahe neu, deshalb sauber, aber auch geräumig. An Passagieren hatten wir wohl mehr als 200 an Bord, und ich glaube, es wäre daraus eine ganz nette Rückreise geworden, wenn ich eben einigermassen geheilt weggefahren wäre. Schon kurz nach dem Mittagessen überfielen mich die ersten Schüttelfröste. Ich suchte meine Kabine auf, um ein Mittagsschläfchen zu machen, wie ich mich entschuldigte. Ich wollte die Sache dem Schiffsarzt nicht verraten. Als mich jedoch am gleichen Abend schon der zweite Anfall warf, meldete ich mich beim Arzt und fing wieder an, Chininpillen zu schlucken, diese gefährlichen Nervenberuhiger und Fiebertöter. So ging's nun jeden Tag, am Vormittag fieberfrei, am frühen Nachmittag setzte die hohe Temperatur wieder ein, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich in der Kabine zu versteuen, derart schwächten mich die Fieber, die sich während der Anfälle beständig zwischen einundvierzig und einem halben Grad darüber bewegten.

Nun kehrte ich schon zum dritten Male aus dem Osten nach Hause zurück, nicht abgebrannt wie die beiden ersten Male, aber dafür mit einer Krankheit im Blute, aus welcher sich noch weiss Gott was entwickeln konnte, das blieb abzuwarten. Vorläufig wiederholten sich die Malariaanfälle noch ziemlich häufig und meistens dann, wenn ich mich weder zu Hause noch auf dem Bureau befand. Einmal packte es mich im Eisenbahnzug. Ich erreichte noch gerade mein Ziel, um dann jedoch beim Verlassen des Bahnhofes wie ein gefälltter Baum umzusinken mit allen genannten Begleiterscheinungen des Malariaanfalles. Man trug mich beiseite, rief den Arzt, dem ich erklärte, um was es sich handeln würde. Wie stoben da die neugierigen Zuschauer auseinander, von der Angst beseelt, diese scheussliche Krankheit — wohl die meisten hatten kaum einmal davon reden gehört — auch in sich aufzunehmen. Ein anderes Mal war's im Tram oder in irgendeinem Restaurant. Wie oft habe ich noch im darauffolgenden Sommer, in der Julihitze, am starkgeheizten Ofen geses-

sen, ein halbes Dutzend Wolldecken um meinen schlotternden Körper gewickelt.

Verschiedene Momente führten dann zum Bruch meines Verhältnisses mit der Gesellschaft, für welche ich Indien bereist hatte. Damals tat mir das Zerwürfnis leid. Wie ich jedoch gehört habe, ist die Gesellschaft inzwischen aufgelöst worden, aus mir unbekannten Gründen.

Ein «gewester Mann»

Was sollte nun werden? Aus den Zinsen meines gesammelten Reichtums konnte ich nicht allzulange leben, es musste wieder Arbeit und Verdienst her. Beim Suchen dieses Engagements habe ich feststellen müssen, dass man doch von ausserordentlichem Pech verfolgt sein kann, doch spielten bei mir die vorliegenden Verhältnisse keine sekundäre Rolle. War es während des Krieges der Umstand, dass ich militärpflichtig war, so legten sich nun die allgemeine Depression im Stellenmarkt und meine Krankheit, die mir noch immer eine käsig-weiße Gesichtsfarbe verlieh, mir hindernd in den Weg. Zudem war der Weltenbummler etwas verwöhnt geworden und scheinbar absolut nicht gewillt, jeden beliebigen Posten, den man ihm offerierte, zu akzeptieren, es musste noch eine ihm zusagende Stelle sein. Bekanntermassen wird es immer schwerer, eine Stelle zu finden, je länger man stellenlos herumstolziert ist. Da jedoch das Stellen-suchen mich nicht ernährte und da ausserdem die paar Groschen, die ich mein eigen nannte, bald aufgezehrt waren, da beugte der Herr Überseer seinen Stolz und er griff zu derjenigen Stelle, die man ihm anbot, ohne zu fragen, ob es sich für ihn, den «gewesten Mann», schicke, unter diesen Bedingungen zu arbeiten. Ich nahm einen Reiseposten an für einen ziemlich beweglichen Artikel, der aber desto weniger verkäuflich war. Prost die Mahlzeit! Ich hatte früher immer Erbarmen gehabt mit den Commis-Voyageurs, stets kamen sie mir als arme Teufel vor, so von Haus zu Haus zu versuchen, ihre Ware an den Mann und ihr Provisionenkonto auf die Höhe zu bringen. Geschäftreisender zu sein, hat mehr Schattenseiten. Vor allem darf man für diesen Beruf nicht einen zu grossen Horizont besitzen, man darf in seinem Leben nicht viel mehr gesehen haben, als das Gebiet seiner Kundschaft. Man muss Mass halten im Trinken, im Kartenspielen.

Für mich, der ich genau die gegenteiligen

Eigenschaften besass, war die Stelle nicht nur nicht geeignet, sie war gefährlich, so dass ich beschloss, mir wieder anderweitig Beschäftigung zu suchen. Ich trat aushilfsweise in einer kleinen Firma in Stellung und unternahm für dieselbe verschiedene Reisen im In- und Auslande. Doch auch das lag mir nicht, ich wollte mehr verdienen. Ich trachtete danach, für dauernd ins Ausland zu kommen, kam jedoch nach gründlicher Überlegung und speziell nach genauem Überschlag über die letzten zehn Jahre zu der Überzeugung, dass eine Stelle im Ausland mir wieder nicht zum Segen gereichen würde. Ich hatte reichlich Zeit gehabt, mir

im Ausland eine Position zu schaffen, doch mir fehlte ohne Zweifel das Zeug dazu, die Energie, der eiserne Wille. Ich würde es wirklich nie auf einen grünen Zweig bringen. Wie recht hattest Du doch, Mutter, ich habe nichts ausgerichtet. Ich bin immer am Anfang geblieben.

Ich habe mein Leben nach meiner Façon gelebt, sie ist von meinen lieben Mitmenschen kritisiert worden, doch was gilt das mir? Ich arbeite, weil ich noch lebe. Kann ich einmal nicht mehr arbeiten, dann beabsichtige ich auch nicht weiter zu leben. Jeder nach seinem Gutfinden. Vor dem höchsten Richter kann sich keiner vertreten lassen.

